

# **Vorläufige Geborgenheit**

## **Von der Sehnsucht nach Heimat**

*Von Georg Magirius*

Bayern2 Evangelische Perspektiven

16. März 2008

Sprecher: Heiko Ruprecht

Regie: Axel Wostry

Redaktion: Tilmann Kleinjung

### **Presstext:**

Spätestens seit der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 steht Patriotismus in Deutschland nicht mehr unter Generalverdacht, und über Heimat wird länger schon debattiert. Der Theologe und Schriftsteller Georg Magirius freilich glaubt: Von Heimat ist deshalb so oft die Rede, weil viele sie vermissen. Das verbreitete Fremdheitsgefühl deutet er nun aber nicht als Defizit, sondern als eine tiefe Kraft, die sich religiös deuten lässt. Plausibel wird das an der biblischen Mose-Geschichte. Mose wuchs zwischen den Kulturen auf, fühlte sich niemals ganz zu Hause und brach mit den Israeliten auf. Angetrieben wurden sie von einer Sehnsucht nach Heimat, die erst noch kommt. Es ist der Weg in eine Geborgenheit, die unterwegs bereits zu ahnen ist.

### **Beitrag:**

Es war ein Sommer voller Fahnen – und fast alle waren schwarz-rot-gold. Sie hingen an Fahnenstangen, Bäumen, Balkons, flatterten aus Autofenstern heraus – und anders als die Jahre zuvor schüttelte so gut wie niemand verschämt den Kopf. Fußballweltmeisterschaft in Deutschland. Kommentatoren sprachen von einem neuen Patriotismus, der sanft und sommerlich das Licht des Landes erblickte. Im Winter darauf blühte er schon wieder auf: Bei der Handballweltmeisterschaft in Deutschland errang der Gastgeber unter ekstatischem Getrommel und Stimmenlärm den Titel. Aus dem Sommer- war flugs ein Wintermärchen geworden. Die Formulierungen klingen ungewöhnlich, was vermuten lässt, wie viele Menschen sich nach einem Land sehnen, in dem man sich traumhaft heimisch fühlen kann.

Mit Sommer- und Wintermärchen, mit Platz drei und selbst dem Titel einer deutschen Mannschaft war ich jedoch noch nicht zufrieden. Eine deutsche Fahne macht mich nicht glücklich, auch einem Fahnenmeer gelingt es nicht. Die Heimat, auf die ich stattdessen hoffe, ist nicht leicht zu greifen, sie ist auch nicht durch Vereinsmitgliedschaft, durch das Pflegen des Vorgartens oder dem Restaurieren von Fachwerkhäusern zu erringen. Das von mir erträumte Land nimmt seinen Anfang eher dort, wo etwas fehlt. Sich nicht ganz zu Hause zu fühlen – das gilt vielen als Mangel. Ich halte das vermeintliche Defizit für eine tiefe Kraft. Denn die Sehnsucht treibt auf eine Heimat zu, die noch in der Ferne liegt.

### **Musik**

Mit der Sehnsucht nach Heimat und tiefer Geborgenheit bin ich nicht allein. Selbst die, die sich am Geburtsort häuslich eingerichtet haben, fühlen sich nicht immer zu Hause. Und wer das Phänomen Heimat wissenschaftlich durchleuchtet, tut das womöglich deshalb, weil er Geborgenheit vermisst. Was fehlt, fällt schließlich auf und wird zum Gegenstand der Diskussion. Vielleicht schwenken viele so eifrig die Fahnen, um den schwankenden Boden unter ihren Füßen zu vergessen. Sie sehnen sich nach Schutz und einem Land, in dem das Gefühl der Fremdheit schwindet.

Nur, warum eigentlich wächst das Empfinden, nicht recht heimisch zu sein? Es könnte kurioserweise an zuviel Nähe liegen. Die große, einst endlos wirkende Welt ist geschrumpft. Ich kann Fußabdrücke an so gut wie allen Stellen der Welt

hinterlassen. Weit entfernte Länder sind dank Billigreisen nahe gerückt. Auch dann, wenn man sich die Ferne nicht erfliegt, sondern das Leben nahezu an einem Ort verbringt, rückt die entfernte Welt heran. Es genügt ein Mausklick – und schon kommt die Fremde dank des Internets am Schreibtisch an.

Als ich die Schule, später die Universität verließ, war klar: Von vielen Mitschülern und Studienkollegen würde man wahrscheinlich sein Leben über nichts mehr hören. Inzwischen braucht es nur ein wenig Geschick, um die Vergangenheit per Suchmaschine unabschließbar zu halten. Ich finde Namen, Adressen und sende an verloren geglaubte Menschen Mails. Manchmal trifft Sekunden später eine Antwort ein, selbst wenn der Schreiber in einigen Hundert Kilometern Entfernung wohnt. Der Schriftverkehr, der dann beginnt, fühlt sich vertraut an wie einst, als man in Cafés stundenlang diskutierte. Dank der elektronischen Verbindungsmöglichkeiten geht eben so gut wie niemand verloren – gerade dadurch aber kann man sich verloren fühlen. Die Nähe nämlich trägt. Zwar suche ich per Suchmaschine Bekannte und Freunde sekundenschnell auf, doch fühle ich mich dabei seltsam im Nirgendwo. Niemand sitzt mir gegenüber, da ist keine Stimme.

## Musik

In der zum Dorf geschrumpften Weltgesellschaft ist der Auslandsaufenthalt zur Normalität geworden. Man kann in fast jedem Land arbeiten, leben, wohnen – so wird es zumindest versprochen. Nur erfahren nicht wenige diese Offenheit als Zwang. Beispiel Jobverlagerung: Vom vertrauten Ort soll man den Abschied nehmen. Will man weiter in ihm wohnen, verliert man die Arbeit. Diese Art von Freiheit fühlt sich für viele an wie eine grenzenlose Bodenlosigkeit. Sie denken: „Ich habe das Zepter nicht mehr in der Hand.“ Kaum angekündigt, ohne Begründung können Arbeit- oder Auftraggeber wechseln, sie verschwinden. Wohl dem, der die berufliche Veränderung gut übersteht. Denn mit ihr reißen oft Beziehungen, Familien, ein Freundesnetz auseinander. Also umziehen: Das neue Dach freilich bietet nicht unbedingt Geborgenheit. Mancher fühlt sich in den eigenen Wänden fremd. Und die vermeintliche Freiheit entpuppt sich als moderne Form der Sklaverei.

Natürlich erleben das nicht alle so – oder nicht in so entschiedener Form. Angst aber haben viele. Auch wer zu Hause bleibt, ist vor befremdlichen Veränderungen nicht

sicher: Einst hatte fast jedes Dorf ein eigenes Gesicht, inzwischen nähern sich die Siedlungen einander an, überall sind ähnliche Fertighaustypen zu entdecken. Die Waren im Supermarkt an der Küste sind die gleichen wie in den Alpen. Das Gefühl wächst, überall – und zugleich im Nirgendwo zu sein. Die Freiheit der unendlich vielen Möglichkeiten knechtet. Deshalb hoffen viele auf eine Heimat jenseits all der Chancen, die sich als Forderungen tarnen. Es muss sie doch geben: Eine Gegend, die man loben kann, weil sie es gut mit einem meint. Sie bietet Schutz. Dort regiert nicht Bitterkeit, sondern Milch und Honig fließen.

## Musik

Die Sehnsucht nach dem Land, in dem tiefe Geborgenheit herrscht, wächst. Und wer sich nicht ganz heimisch fühlt, kann eine Kraft in sich entdecken, die aus der Knechtschaft befreit. Ich wenigstens will nicht vorschnell heimisch werden, sondern lieber los! Ich hoffe auf mehr als eine vordergründige Vertrautheit, weil sich die tiefe, paradiesische Geborgenheit nicht einzäunen und mit Gartenzwergen garnieren lässt. Meine Heimatsehnsucht ist nicht zwergenhaft, sondern riesengroß. Vielleicht lässt sich diese Sehnsucht nie ganz stillen, verraten aber will ich sie nicht, mein Leben würde ansonsten klein.

Die Lust am Aufbruch kann Nahrung finden in der biblischen Überlieferung. Dort stößt man auf Geschichten, die das Wunderbare und Unmögliche als Möglichkeit erzählen. Statt mich mit den Gegebenheiten zu arrangieren, werde ich angestiftet, aus der Knechtschaft hinauszulaufen. Welch eine Befreiung! Das religiöse Erzählen dämpft die unruhig Hoffenden nicht, sondern setzt sie in Bewegung. Der Gläubige ist sich sicher: Es gibt ein Land, das jenseits aller Begrenzung liegt. Die für mich schönste biblische Hoffungs- und Heimatgeschichte ist die des Mose.

Er verbrachte fast sein ganzes Leben im „Dazwischen“. Mose war Hebräer, wuchs aber am ägyptischen Hof auf und damit zwischen den Kulturen. Im Land Midian wiederum fand er seine Frau. Ein Sohn wird ihm geboren. *Und er nannte ihn*, heißt es in der Bibel, *Gerschom; denn, sprach er, ich bin ein Fremdling im fremden Lande.* [2 Mose 2,22] Es war das Gefühl der Heimatlosigkeit, das Mose überhaupt erst dazu brachte, auf Heimat zu hoffen. Seine Geschichte kann leiten bei der Suche nach Geborgenheit, die paradiesische Züge trägt. Wer in seinem Leben die Süße

des Honigs oder freie Luft zum Atmen vermisst, braucht sich dessen nicht zu schämen, sondern kann Mose folgen. Er, von dem die Bibel auf so hingebungsvolle Weise erzählt, fühlte sich niemals ganz zu Hause.

Mose und das hebräische Volk waren in Ägypten, wo sie lebten, nicht sicher – oder nur auf Kosten von Bitterkeit, Unterdrückung und Willenlosigkeit. Die Dächer, unter denen sie hausten, gaben ihnen keinen Schutz. Gefesselt waren sie und brachen auf, um ihre Fesseln zu zerreißen. Stickigkeit und Enge ließen sie zurück. Und ihre Lungen durchfuhr ein ungeahntes, frisches Brausen.

## Musik

Der Aufbruch der Hebräer war gefährlich, ein großes Wagnis. Viele Jahre zogen sie durch die Wüste, um Heimat zu finden. Dass es so lange dauerte, wussten sie am Anfang nicht. Warum gaben sie nicht auf, als das Erhoffte auf sich warten ließ? Ich glaube, sie ließen von der Sehnsucht nicht, weil sie auf dem Weg bereits, inmitten der Entbehrung spürten, wie tief die künftige Heimat sie bergen würde. Dann wuchs die Kraft – und mit ihr die Hoffnung, eines Tages in das versprochene Land zu kommen. Was sie an Geborgenheit unterwegs erlebten, trägt symbolische Züge. Manches, wie etwa das Manna, ist sprichwörtlich geworden. Das Brot, das ungeplant vom Himmel fiel, schmeckte nach Semmel mit Honig, heißt es in der Bibel. Dazu erlebten die Hebräer: Als der Durst sie verzweifeln ließ, wurde bittres Wasser mit einem Male süß. Außerdem lag in der Hand eines jeden Hebräers ein Stab, Zeichen dafür, dass der Mensch nicht zum ewigen Sitzenbleiben geschaffen ist. Und als die Gefahr am größten war? Da zog ein Volk von Träumern mitten in diese hinein, in ein tiefes Meer. Die Wanderer gingen nicht unter, sondern entdeckten einen Weg, der sich ausgerechnet denen öffnete, die nicht anders konnten als geradewegs in die Gefahr hinein zu gehen.

Das für mich schönste Symbol kommender Heimat aber ist die Hütte. Sie lässt eine Geborgenheit ahnen, die die Freiheit des Aufbruchs nicht leugnet. Mose hatte die Idee zum Bau dieser so genannten Stiftshütte zusammen mit den Gesetzestafeln vom Berg Sinai heruntergebracht, wo er der Stimme Gottes begegnet war. Am Fuße des Berges machten sich hebräische Handwerker ans Werk – rasch war die Hütte fertig. Die Wände bestanden aus Stoff, den Boden belegten Teppiche. Es war ein

heiliges Zelt, über dessen Inneres berichtet wird: *Der HERR redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.* Die meisten Hebräer wagten sich nicht in sie hinein, sondern schauten lieber aus der Ferne, wenn sich ihr Wanderführer in den heiligen Raum aus Stoff begab. *Wenn Mose hinausging zur Stiftshütte, so stand alles Volk auf, und jeder trat in seines Zeltes Tür und sah ihm nach, bis er zur Stiftshütte kam.* Die Hütte selbst war noch nicht das Gelobte Land. Aber dass es sie gab, ließ hoffen: Eines Tages werden die Nomaden eine Geborgenheit erfahren, die auf furiose Weise zu loben ist.

## Musik

Die Hebräer hatten auf ihrem Weg in eine paradiesische Heimat keinen Tempel aus Stein geschaffen, sondern eine Hütte, die sich transportieren ließ. Also müssen es auch heute nicht allein die Kirchen oder Kathedralen sein, die von künftiger Heimat künden. Es gibt Museen, in die viele Menschen pilgern. Dazu Türme, die so erhaben sind, dass man sie noch von weit entfernten Bergen aus entziffern kann. Den Hütten, Buden und auch vielen Nebenräumen wohnt jedoch ein besonderer Zauber inne. Ich entdeckte ihn früh, vielleicht gerade weil ich so manche dieser heiligen Hütten – nicht anders als der gewöhnliche Hebräer – kaum betrat. Dazu zählte auch jene ungewöhnliche Bude in dem Dorf, wo ich aufgewachsen bin.

Es handelte sich um ein Gebäude, dessen mysteriöse Kraft ich bereits spürte, wenn ich es aus der Ferne sah. Menschen, die nicht satt und sicher im Leben sitzen, standen dort, tranken, sprachen, lachten. Es muss die von diesem Kiosk ausgehende Macht gewesen sein, die mich – von Geburt an eher schüchtern – zu Mutanfällen reizte. Ich wagte mich neben die dort Stehenden zu stellen, mich anzustellen, vorzudringen bis zum Fenster der Hütte, um die Leidenschaft offen auszusprechen. Die Wünsche waren süß. Ich sah sie hinter den Fenstern zur Rechten und zur Linken der Luke, in die hinein ich meine Sehnsucht entließ. Die Hoffnung spielte sich vor meinen Augen sehr groß auf – und hielt, was sie versprach. Es kann kein Zufall sein: Dieses für mich entscheidende Gebäude befand sich ausgerechnet am Sportplatz, also jenem Gelände, das mir wie ein Sinnbild des Nomadenwesens erscheint. Dort liefen wir unaufhörlich im Oval, was nüchtern betrachtet keinen Sinn besaß, weil wir niemals richtig vorwärts kamen. Ziel und

erneuter Start fielen in eins. Ich setzte einen Fuß vor den anderen und hoffte: Wenn ich in Bewegung bleibe, komme ich eines Tages an. Ich wusste nur nicht, wo. Ich ahnte jedoch, es würde noch schöner sein als die Bewegung selbst. Nicht nur die Laufbahn, sondern auch der am Sportplatz gelegene Kiosk war für mich Zielpunkt und Aufbruchsort zugleich. Mein Fahrrad kannte alle Wege im Dorf – aber so gut wie jede Strecke führte an dieser Hütte vorbei, dem Gebäude der Geborgenheit.

## Musik

Die Hütte, die Gottes Nähe ahnen lässt, bietet einen Vorgeschmack an wunderbarer Heimat, dem Gelobten Land. Ich hoffe, dass diese heiligen Räume das Geheimnis wahren dürfen. Das gilt auch für Künstlergarderoben oder die Mannschaftskabinen im Stadion. Fußballspieler scheinen zu leuchten, wenn sie auf das Spielfeld gehen. Ebenso Künstler, die die Bühne betreten – das wird bei Mose nicht anders gewesen sein, dessen Angesicht der Bibel zufolge glänzte, als er die Stiftshütte nach seinen Unterhaltungen mit Gott verließ. [2 Mose 34,35] Die Aura der Hütten bleibt gewahrt, wenn man nicht sieht, wie sich Künstler verkleiden oder die Rasensportler ihre Fußballschuhe schnüren. Die Kabine soll heilig bleiben. In der Halbzeit eines Spiels, beim Pausentee, sind schon Fußballwunder geboren worden. Ich will nicht aufgeklärt werden: „Es wird überhaupt kein Pausentee mehr gereicht, sondern isotonische Flüssigkeiten!“ Ich möchte auch nicht die Spieler Apfel- und Bananenscheiben mampfend in Großaufnahme über Anzeigentafeln oder Videowürfel flackern sehen. Dazu Traineransprachen an die Mannschaft, live auf die Tribünen übertragen. Ich will, dass die Kabine, diese heilige Hütte, magisch bleibt. Auch das Innere der Stiftshütte wurde schließlich nicht millionenfach den Blicken frei gegeben. Sie lässt die künftige Heimat ahnen. Schlimm genug, dass die Garderoben für Fußballmannschaften ihre Kraft zu verlieren drohen.

An diesem Verlustgeschäft beteiligt sich auch der Film „Deutschland – ein Sommermärchen“, ein Streifen, der den Fahrentaumel im Fußballland nacherzählt. Es war warm, immer schien die Sonne und die Menschen jubelten – bestimmt auch deshalb, weil sie hofften, dass ein Spiel das Leben traumhaft verwandeln könnte. Der Film zur Weltmeisterschaft wollte hinter die Kulissen, ins Hotel und in Stadionkatakomben schauen. So nahm er dem Mysterium seine Kraft. In der Kabine

nämlich sah es nicht heilig aus, und die Atmosphäre im Mannschaftshotel glich einer Mischung aus Betriebsausflug und Klassenfahrt. Und nicht ein Satz aus dem Mund der Spieler erinnerte an Momente, die auf dem Spielfeld aufblitzen, ungeplant und ohne Taktiktafel. Zunächst begeisterten die Fußballwochen als ein Märchen, das Märchen aber endete als Dokument. Ein Sommer war zum Dokumentarfilm geworden. Gerüchte, Geschichten und Legenden über das Kabinenleben fanden darin keinen Platz, man sah stattdessen Spieler, die nicht leuchteten. Und die heilige Hütte war profan geworden.

## Musik

Wundersame Geborgenheit lässt sich nur genießen, wenn das Allerheiligste seine Kraft wahren darf. Und Märchen gibt es nur, wenn man Türen verschlossen halten kann, Abstand wahrt und von Ferne schaut – wie es ja die Hebräer taten, als Mose zur Stiftshütte wanderte, um in die Nähe Gottes zu tauchen. Nur wer bereit ist, nicht jedes Geheimnis zu lüften, kann es wagen, sich auf Moses Spuren ins heilige Büdchen zu begeben. Den Kiosk aus Kindertagen, die am Sportplatz gelegene Hütte, habe ich nie betreten. Trotzdem saß ich einmal wie Mose für mehrere Stunden in einem Zelt, das – nicht anders als die Stiftshütte – aus Stoffbahnen zusammengefügt war. Ein Feuer! In der Mitte züngelte es kräftig, wir Kinder gehörten noch nicht offiziell zum Pfadfinderstamm und fanden nur kleine Pfade, aber eben doch auch den, der in das große Zelt führte – es war im Winter. Manche der älteren Pfadfinder würden darin schlafen, wurde gemurmelt. Unvorstellbar groß erschien mir das. Diese Hütte: ein einziges Abenteuer. Der fremdartige Gewürztee, der in meinem Becher landete, schmeckte bitter, die Kinderzunge war nicht abgebrüht, sondern ahnte intensiv das Leben. Geborgen saßen wir hinter Bahnen aus Stoff. Die Welt draußen war nicht ausgeblendet: Geräusche, Düfte, Feuchtigkeit und Kälte – alles kann in solchen Räumen nahe kommen.

Ungezügelt sprangen Feuerfunken in die Luft, ich schaute ihnen nach, über ihre Flugbahnen noch hinaus nach oben – zum Dach, wo sich das Zelt öffnete. Ich sah, wie sich Licht mit unzählbaren Punkten energisch in den winterdunklen Himmel ausgestreut hatte. Es war die Offenheit des Zeltes, die mich eine Heimat ahnen ließ,



die man in fest gebauten Häusern oft vergeblich sucht oder die einem dort verloren geht.

Mein Wohlgefühl im Zelt unterschied sich auch auf befreiende Weise von dem, was ich in manchen Kirchenräumen empfinde. Ich mag diejenigen, in denen das Licht ein Recht aufs Atmen hat. Weniger gefallen mir Trutzburgen, die den Himmel ausgeblendet haben. Nur noch Höhle sind sie, ein Bauch, sehr düster. Da helfen – mir persönlich! – auch die Kerzen nicht. Damals im Zelt aus Stoff hingegen war es hell trotz Winterdunkel, weil ein großes Feuer brannte, das stärker war als eine kleine, meinetwegen auch ewige Flamme. Es ist nicht das Allerheiligste, das mich in Kirchen magisch anzieht, auch der Altar gibt mir keine Ahnung von ewiger Heimat. Nein, es ist die Sakristei, die mir besonders erscheint, jene Kammer also, in die hinein man normalerweise nicht sehen kann. Sie ähnelt der Kabine der Fußballspieler, falls diese das Geheimnis wahrte. Die Sakristei erlaubt den Rollenwechsel. Allenfalls sieht man die Tür, aus der ein Mensch tritt, der – falls er bereit ist zur Verwandlung – weit über das hinaus erzählen kann, was er selber ist. Ich war schon in Sakristeien. Dort trifft man Kirchenvorsteher, die die Kollekte zählen, Geistliche ziehen feierliche Gewänder an, und vor Chorkonzerten und anderen Auftritten kleiden sich Sänger, Musiker und Theaterleute um.

Vor vielen Jahren trug ich selbst den Talar des Geistlichen. Dadurch ergatterte ich so manchen Blick in diese heiligen Räume – und trat in sie ein! Zuweilen liegt diese Stube in der Ecke einer Kirche oder wurde kläglich angebaut. Die Sakristei – eine Randexistenz. Häufig erinnert sie an eine Bude, provisorisch und unaufgeräumt, ein Hinterzimmer. Dann wieder ist sie wie die Stiftshütte mit Teppichen ausgelegt, gemütlich und würdig – bereit zur Intimität mit Gott. Als dort Gott zu Mose wie zu einem Freund redete, hat es anders geklungen, als wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer miteinander sprechen. Denn Mose durfte alles sagen. So kann es in der heiligen Hütte sein. Gerade weil das Leben nicht immer lieblich, sondern eher provisorisch ist, muss es solche Orte geben. Dank ihrer wird die Sehnsucht nach Heimat nicht leise werden.

<b>Musik</b>
--------------

Einmal, da verbrachte ich die letzten Augenblicke vor einer Trauerfeier in der Sakristei. Ich hatte einen wunderbaren Ausblick hinaus auf sanfte Höhenzüge. Im Rücken lag die Tür, die in den Kirchenraum führte, wo die Beerdigungsgesellschaft stumm wartete. Und es war klar: In der Sakristei, in dieser kleinen Hütte, ist man allein. Es blieb die Möglichkeit, Gott als Verbündeten anzusprechen, als der Zeitpunkt immer näher rückte, dass ich durch die Tür die heilige Hütte verlassen würde. Ich wusste nicht: Was kann denn in der Trauer tragen? Vielleicht, dass man bekennt, ohne Macht zu sein und hofft, dass die Macht woanders ist, sie ein anderer hat. Und diese rettende Ahnung kann man zuweilen am Rand des Lebens und in Hütten empfangen.

Denn die Hütte behauptet erst gar nicht, ewig sein zu wollen – sondern erzählt, dass noch etwas kommen kann. Die Hebräer kannten keine Heimat, die sich besitzen lässt. Es war stattdessen das Gefühl der Fremdheit, das sie in Bewegung setzte, um Geborgenheit überhaupt erst finden zu können. Die Stiftshütte war kein Kultort, aufgebaut aus Mauern, sondern ein Zelt, das sich aufschlagen, genauso leicht auch abbauen ließ. Und mancher Sturm wird die Hütte auf der Wanderung zum Gelobten Land umgeworfen haben. Auch Gott, der sich in die Hütte per Wolke senkte, war dort nicht unablässig zu Hause. Vielleicht nur in Augenblicken, etwa wenn das Leben zerbrechlich erscheint. Oder wenn ein Kiosk eine Süße vor Augen malt, die sich bereits schmecken lässt, ihre ganze Pracht jedoch werde ich erst später erleben. Selbst als die Hebräer viele Generationen nach ihrer Wüstenwanderung den Tempel in Jerusalem errichteten, war das kein Palast. Man behauptete auch nicht, dass er Gottes ständige Heimat sei. Biblische Propheten erzählen vielmehr: „Dieser Tempel wird nicht für immer stehen bleiben, sondern kann beweglich werden.“ So blieb der Zauber der gelobten Hütte noch in Zeiten gewahrt, als man sesshaft war. – Friede den Hütten! Sie sind heilig. Denn in die Vorläufigkeit hinein kommt die Geborgenheit zu Besuch.

**Ende**

***Abmoderation:***

*Von Georg Magirius ist auch ein Buch zum Thema erschienen: **Unterwegs geborgen.***

*Von der Suche nach Heimat, Grünwald-Verlag 2008.*